

„Den neuen Himmel und die neue Erde erwarten“

Fastenpredigt am Palmsonntag (05. April 2020)
Predigtreihe: Die Sorge um das gemeinsame Haus

Jürgen Manemann
(Forschungsinstitut für Philosophie Hannover)

Unsere Schwester, Mutter Erde, „schreit auf wegen des Schadens, den wir ihr aufgrund des unverantwortlichen Gebrauchs und des Missbrauchs der Güter zufügen, die Gott in sie hineingelegt hat. Wir sind in dem Gedanken aufgewachsen, dass wir ihre Eigentümer und Herrscher seien, berechtigt, sie auszuplündern. Die Gewalt des von der Sünde verletzten menschlichen Herzens wird auch in den Krankheitssymptomen deutlich, die wir im Boden, im Wasser, in der Luft und in den Lebewesen bemerken. Darum befindet sich unter den am meisten verwahrlosten und misshandelten Armen diese unterdrückte und verwüstete Erde, die ‚seufzt und in Geburtswehen liegt‘ (Röm 8,22).“ – Mit diesen eindringlichen Worten in „Laudato si“ (Nr. 2) wollte Papst Franziskus die Welt und vor allem uns Christ*innen wachrütteln. Bis heute bleiben die Schreie der Erde jedoch hierzulande ungehört. Ja, es gibt viele Papiere, Verlautbarungen, Predigten, in denen „Laudato si“ zitiert wird. Unzählige sind die Forderungen zur „Bewahrung der Schöpfung“. Auch gibt es viele einzelne Umweltaktionen, etwa das „Klimafasten“. Aber all die Worte und Aktionen haben bislang keine Taten hervorgebracht, die der Höhe der Herausforderung angemessen wären. Dies wird zur Anklage in einer Zeit, in der sich der Zukunftshorizont zunehmend verfinstert.

Warum tun wir nicht das, was wir tun müssten? Weil wir, weil die Kirche, weil wir Christ*innen an einer Apokalypse-Vergessenheit leiden. Diese Vergessenheit ist nicht nur problematisch im Blick auf die Klimakrise, sondern auch hinsichtlich unseres Christseins. Und so verwundert es nicht, dass wir Christ*innen angesichts der Klimakrise nicht das tun, was wir als Christ*innen tun müssten.

Jesus selbst war Apokalyptiker. Dem Naturwissenschaftler und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker, der sich als Christ radikal für den Schutz der Na-

tur einsetzte, waren diese Zusammenhänge bekannt. Für ihn war die Apokalyptik die „Luft, die Jesus und seine Jünger geatmet haben.“ Ohne die Apokalyptik können wir Jesus nicht verstehen. Auch das Osterfest nicht. Der Neutestamentler Klaus Müller schreibt: „Die älteste Formel des Urchristentums und damit der älteste Satz des Urchristentums überhaupt hatte den Wortlaut: ‚Gott, der Jesus aus den Toten erweckt hat‘ bzw. ‚Gott hat Jesus aus den Toten erweckt‘.“ (1. Thess 1,10 u.a.) Und diese Formel, so zeigt Müller auf, ist apokalyptischen Ursprungs. Ohne die Apokalyptik wissen wir nicht, was es heißt, Christ*in zu sein. Es ist daher kein Zufall, dass die christliche Bibel mit der Apokalypse des Johannes endet.

Gerade heute ist der apokalyptische Blick dringender denn je. Der Zukunftshorizont verdunkelt sich zunehmend. Und genau das ist das Thema der Apokalypse: Verdunkelung, die Verdunkelung der Zukunft und der Gegenwart. Nun lässt sich unsere Zeit nicht mit der des Johannes vergleichen, aber wir können von ihm lernen. Johannes weiß nämlich, was Hoffnungslosigkeit ist. Er weiß auch, was falsche Hoffnung ist. Und er weiß, dass das Christentum eine Hoffnung ist, und zwar genau für diejenigen, die keine Hoffnung mehr haben. Erinnern wir uns: Die Johannes-Apokalypse ist ein Text aus der Kriegszeit. Johannes, ein jüdischer Prophet, lebte laut Überlieferung im Exil auf der Insel Patmos. Um das Jahr 90 n. Chr. fing er an, die Apokalypse niederzuschreiben. Die Religionshistorikerin Elaine Pagels skizziert die damalige Situation wie folgt:

„Vielleicht erlebte er den Ausbruch des Kriegs in Jerusalem im Jahr 66 n. Chr. mit, als militante, von religiösem Eifer beseelte Juden immer wieder römische Soldaten angriffen und Waffenlager anlegten, um im Namen «Gottes und unserer gemeinsamen Freiheit» einen Krieg gegen die römische Besatzung Judäas zu führen. Nach vier Jahren verzweifelten Kampfes schickte Rom 60.000 Soldaten zur Belagerung Jerusalems, die die Bewohner aushungerten und den erbitterten Widerstand der Revolutionäre brachen. Nach dem Sieg der römischen Truppen – zuerst unter Führung des späteren Kaisers Vespasian und dann unter dessen Sohn Titus – wurde der Tempelbezirk entweiht, der Tempel bis auf die Grundmauern niedergebrannt und die Innenstadt Jerusalems zerstört. [...] Wir können uns vorstellen, wie er [Johannes im Exil, J.M.] tagsüber ruhelos am Meeresufer [von Patmos, J.M.] entlanggeht und nachts wach liegt und die Sternbilder beobachtet, die über den Himmel ziehen. Entsetzt über das Gemetzel der Römer, dem so viele seiner Landsleute zum Opfer gefallen

waren, legte Johannes seinen eigenen Angstschrei den Seelen in den Mund, die er, wie er sagt, im Himmel gesehen hat, wo sie Gottes Gerechtigkeit erflehten.“

In dieser Situation erteilt Johannes der Auftrag: „Schreib', was ist.“ (Offb. 1, 11) Dieser Auftrag beinhaltet bereits die Kernbedeutung des Wortes Apokalypse. Das Wort „apokalyptein“ bedeutet „enthüllen“, „aufdecken“. Apokalyptik ist also das Gegenteil von Verschleierung, von Ideologie. Der apokalyptische Auftrag lautet: Sag', was an der Zeit ist, und zwar schonungslos.

Nun, was zeichnet unsere Zeit aus? Wir leben in einer Zeit, in der die Hoffnung zu sterben beginnt. Worauf sollen wir noch hoffen, wenn wir wissen, dass wir zwischen 2050 und 2100 mit einer 2-5°-Erwärmung der Erde rechnen müssen – eine Katastrophe: Überschwemmungen, mörderische Hitzewellen, gewalttätige Kämpfe um Ressourcen Die Klimawissenschaftlerin Kate Mavel vom NASA Goddard Institute for Space Studies schreibt über ihre Tätigkeit:

„Klimawissenschaftlerin zu sein bedeutet, aktiv an einer Horrorgeschichte im Zeitlupentempo teilzunehmen. Das sind beängstigende Geschichten, die man Kindern am Lagerfeuer erzählen kann.“ „Als Klimawissenschaftlerin werde ich oft gebeten, über Hoffnung zu sprechen. Gerade angesichts der aktuellen politischen Stimmung will man den Zuhörern sagen, dass am Ende alles gut werden wird. Und leider habe ich ein tiefes Bedürfnis, gemocht zu werden, und eine natürliche Tendenz zum Optimismus, die mich dazu bringt, mehr Einladungen zu Vorträgen anzunehmen, als mir gut tut. Der Klimawandel ist düster, sagen die Organisatoren immer. Erzähl' uns eine glückliche Geschichte. Gib' uns Hoffnung. Das Problem ist, ich habe keine Hoffnung. Wir brauchen Mut, nicht Hoffnung. Trauer ist schließlich der Preis für unser Leben. Wir alle sind dazu bestimmt, ein trauriges Leben zu führen, aber wir sind deshalb nicht weniger wert. Mut ist der Entschluss, ohne die Gewissheit eines glücklichen Endes ein guter Mensch zu sein.“

Die Hoffnung stirbt ... und es geschieht nichts. Wir sehen die Katastrophe und sehen sie doch nicht. Das liegt daran, dass wir unfähig sind, die Katastrophe als echte Katastrophe zu erkennen. Wir sind apokalypseblind. Dabei ist die Katastrophe, von der zu reden wäre, nicht etwas, das uns erst in der Zukunft droht. Wir leben bereits in der Katastrophe. Denken wir nur an die Feuer An-

fang des Jahres in Australien: Mehr als eine Milliarde Tiere sollen in den Flammen umgekommen sein. Der Biologe Mike Lee von der Flinders University in Adelaide prognostizierte im Januar, „dass Australien ‚eines der größten Artensterben der Neuzeit‘ bevorsteht“ (Die Zeit v. 24.01.2020). Unsere auf Extraktivismus und Machbarkeitswahn ausgerichtete Zivilisation produziert täglich unsägliches Leid – es droht das sechste große Artensterben –, und wir sind unfähig, diese Situation zu erfassen, weil wir sie nicht emotional zu erfassen vermögen. Diese Situation überfordert unser emotionales Vorstellungsvermögen. Wir können tausende Menschen und Milliarden Tierleben vernichten, aber wir sind unfähig, uns das, was wir angerichtet haben, wirklich vorzustellen. Unser Fühlen hält nicht Schritt. Betrauern und beweinen können wir nämlich immer nur einen Menschen oder ein Tier. Das hat Konsequenzen für unser Handeln und für unser Bewusstsein von der Wirklichkeit, in der wir leben.

Gleichzeitig meinen wir, dass unser Fühlen uns am Erkennen hindere, und schieben es immer wieder beiseite. Und dann wundern wir uns darüber, dass wir nicht das tun, was wir eigentlich tun müssten. Aber bloßes Wissen und reine Informationen motivieren uns nicht zu veränderndem Handeln. In seinem letzten Essay kurz vor seinem Tod brachte der Schriftsteller Roger Willemssen das Problem auf den Punkt:

„Ja, wir wussten viel und fühlten wenig. Wir durften es nicht fühlen und hörten doch T.S. Eliot fragen: ‚Where is the wisdom we lost in knowledge? Where is the knowledge we lost in information?‘ Hörten es und häuften noch mehr Informationen auf. Als brauchten wir zum Handeln einen neuen Klimabericht, einen neuen Schadensbericht über die Weltmeere, den Regenwald, die grassierende Armut. Aber aus all den Fakten ist keine Praxis entsprungen, die auf der Höhe der drohenden Zukunft wäre.“

Die Johannes-Apokalypse warnt uns vor Gleichgültigkeit. Sie will unsere Leidempfindlichkeit stärken. So heißt es:

„Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein.

Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein,

keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen.

Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu.“

Johannes zeigt uns, worauf es ankommt: Wir sind nur dann in der Lage, die wirkliche Wirklichkeit zu erkennen, wenn wir fähig sind, zu weinen. Tränen stehen für Trauer. Auch wir müssten weinen über das, was wir täglich an Leid anrichten. Trauer schützt uns vor Gleichgültigkeit. Trauer kann zur Kraftquelle werden, da Trauer und Trost eng beieinander liegen. „[...] der Schritt aus Trauer in Trost ist nicht der größte, sondern der kleinste“ – so hat es der Philosoph Adorno formuliert. Trost kann jedoch nur finden, wer trauert. Wie heißt es bei Johannes? „Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen.“ Diese tröstende Geste Gottes und seine Vision gelten aber nur denen, die Tränen in den Augen haben, „denen, die mitleiden und über die Unterdrückung und die Klage des Volkes weinen und mit ihm auf das Ende hoffen“ (Pablo Richard). Bereits 1986 warnte Carl Friedrich von Weizsäcker davor, dass wir angesichts der „Gefahr, die Existenzbasis der Pflanzen, Tiere und Menschen im Ablauf einiger Jahrzehnte zu zerstören“, die Tränen nicht rechtzeitig weinen. Und er fuhr fort:

„Tränen sind eine Gnade. Sie sind der Beginn des Trostes, der zu uns kommt, wenn wir gewagt haben, dem Schrecken in die Augen zu schauen. Solange wir den Schrecken verdrängen, leben wir in dem Krampf, in dem unsere scheinbar verständigen und entschlossenen Handlungen das Urteil herbeiführen, das sie unserer Vorstellung nach hätten verhindern sollen. Die Träne gibt die falsche Hoffnung auf, wir seien Meister unseres Geschicks. Sie eröffnet den Weg zur wachen Hoffnung auf das, was nicht in unserer Macht steht. Und damit macht sie uns frei zum wirklichen Handeln. Wir sehen dann das erste Licht des neuen Tags. Die Zeit ist reif.“

Tränen zu weinen vermag nur, wer durch das, was um ihn herum passiert, berührt wird, und zwar derart berührt wird, dass er verwandelt wird. Ohne unsere Verwandlung, ohne Selbsttransformation, ohne Umkehr werden wir auch unsere Gesellschaft nicht verändern. Darauf hat der katholische Theologe Johann Baptist Metz, der im letzten Jahr verstarb, hingewiesen: „Alle großen sozialen, ökonomischen und ökologischen Fragen können heute eigentlich nur noch durch Veränderungen bei und in uns selbst, in einer Art anthropologi-

scher Revolution gelöst werden. Es geht heute, auch und gerade politisch, darum, daß wir ‚anders leben‘ lernen, damit andere überhaupt leben können.“ Hier setzt auch Papst Franziskus an: Er fordert angesichts der ökologischen Katastrophe eine „mutige kulturelle Revolution“ (LS 114). Es gilt heute, diese Gelegenheit zur radikalen Selbst- und Gesellschaftsveränderung zu ergreifen. Sie zu verfehlen, wäre eine Katastrophe – auch das lehrt uns die Apokalypse.

Der apokalyptische Blick ermutigt uns dazu, unseren Blick endlich auf die wirkliche Wirklichkeit zu werfen, uns der Realität der Erhitzungskatastrophe zu stellen. Erst durch diesen Blick tritt die Zerstörungsdynamik unserer Zivilisation und unseres Lebensstils radikal zu tage. Papst Franziskus hat diesen offenbarenden Blick. Er benennt die Katastrophe klar und deutlich. Und er fordert die Ahndung ökologischer Verbrechen als Völkerrechtsverbrechen: als Ökozid. Was Finanzminister Olaf Scholz angesichts der Corona-Krise sagt: „Ich wende mich gegen jede dieser zynischen Erwägungen, dass man den Tod von Menschen in Kauf nehmen muss, damit die Wirtschaft läuft. Solche Abwägungen halte ich für unerträglich.“ – das wäre auch angesichts der Erhitzungskatastrophe zu sagen.

Die Apokalypse des Johannes erzählt von radikaler Hoffnungslosigkeit. Johannes erfährt die „Verfinsterung des Himmellichts“, „Gottesfinsternis“ (Martin Buber), das Schweigen Gottes. Und so heißt es: „Und als das Lamm das siebente Siegel auftrat, entstand eine Stille im Himmel etwa eine halbe Stunde lang.“ (8,2) Aber genau in diesem Schweigen, in dieser Stille, könnte die Aufforderung an uns liegen, endlich radikal zu handeln. Nunmehr, so könnte interpretiert werden, „ist die Stunde der Erde gekommen: Vom Himmel gehen wir zur Erde über. Die Stille im Himmel veranlasst uns, Gott auf der Erde zu suchen. [...] Die Stille im Himmel lenkt unsere gesammelte Aufmerksamkeit auf die Erde.“ (Pablo Richard) Werfen wir von dieser Dringlichkeit aus einen Blick auf die Deutsche Bischofskonferenz, die eine Klimaneutralität bis zum Jahr 2050 empfiehlt. Diese Empfehlung zeigt, dass die Katastrophe noch nicht erkannt wurde. Seit vielen Jahren wird von der „Bewahrung der Schöpfung“ gesprochen, ohne dass diese Rede auch nur irgendetwas in unserem Verhalten geändert hätte. Wer die Botschaft der Schöpfung verstehen will, wie sie in der Genesis erzählt wird, muss sie immer wieder auch von der Apokalypse aus lesen, sie von der Neuschöpfung her verstehen. Die Kirche wird erst zu einer Bewahrerin

der Schöpfung werden, wenn sie ihre Apokalypse-Vergessenheit aufbricht, wenn sie im Sinne der Johannes-Apokalypse zu einer leidempfindlichen Kirche wird, die gegen das Sterben der Hoffnung ankämpft. Dazu bedarf es der Aktion: Die Kirche muss die Gelegenheit ergreifen, die kulturelle Revolution, die Franziskus in „Laudato si“ einfordert, endlich in Politik, Gesellschaft und Kirche voranzutreiben. Ein Anfang wäre die Ausrufung des Klimanotstandes in der Kirche unter der Maßgabe, dass die Kirche in Deutschland bis 2025 CO₂-negativ sein will.

Aber seien wir ehrlich, vielleicht ist ja alles schon zu spät? – wie jüngst der Schriftsteller Jonathan Franzen feststellte. Vielleicht müssen wir uns angesichts der Verdunkelung des Zukunftshorizontes ernsthaft fragen, ob Gott die Menschheit nicht scheitern lässt. So heißt es beispielsweise in einer Parabel aus dem Mittelalter:

„In einem elenden Dorf in Mittelpolen stand eine kleine Synagoge. Als der Rabbi eines Abends durchs Dorf ging, trat er in die Synagoge ein und sah Gott in einer dunklen Ecke sitzen. Er fiel auf sein Angesicht und rief: ‚Herr Gott, was tust du hier?‘ Gott antwortete ihm weder mit Donner noch im Wirbelwind, sondern mit einer kleinen Stimme: ‚Ich bin müde, Rabbi, ich bin auf den Tod müde.‘“

Für den Philosophen George Steiner erzählt die Parabel davon, „dass Gott [...] sein Ebenbild nicht mehr im Spiegel der Schöpfung erkennen konnte [...]. Er hat die Welt ihren eigenen unmenschlichen Anschlägen überlassen und wohnt nun in einem andern Winkel des Universums, so fern, daß seine Boten uns nicht einmal mehr erreichen können.“

Als ich kürzlich diese Parabel an anderer Stelle zitierte, meldete sich ein Leser zu Wort und fragte: „Und wenn – was wäre die Konsequenz? Setzen wir uns mit Gott in die Synagogenecke und warten müde auf den Tod?“

Die apokalyptische Antwort auf diese Frage lautet: Jetzt ist die Stunde der Erde gekommen. Wir müssen radikal leben, so leben – um mit dem Widerstandskämpfer und evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer zu sprechen –, als ob es Gott nicht gäbe. Die Apokalyptik schafft Raum für Self-Empowerment, durch das wir in die Lage versetzt werden, endlich das Men-

schenmögliche zu tun. Die Vision vom neuen Himmel und der neuen Erde ist nicht eine Vision jenseits unserer Geschichte. Wer den Himmel suchen will, muss sich tief in das Geschehen auf der Erde verstricken lassen. Der Himmel tut sich jedes Mal auf, wenn wir plötzlich etwas erfahren, das nicht in diese Welt, so wie sie ist, hineinpasst.

Aber wo sollen wir die Kraft hernehmen, wenn die Hoffnung schwindet? Johannes zeigt uns mehrere Wege. Abschließend möchte ich nur zwei nennen: Johannes schöpft erstens Kraft aus der Ansage der kommenden Katastrophe, denn diese hilft ihm, die Machtverhältnisse seiner Gegenwart zu enthüllen. Diese Enthüllung machte ihm Mut und sie bedeutete ihm Trost. Die Mächtigen wissen um diese Zusammenhänge. Auch aktuell wird den Wissenschaftler*innen und Klimaaktivist*innen, die vor der Erhitzungskatastrophe warnen, vorgeworfen, bloßes Weltuntergangsgerede zu betreiben. So soll der Apokalyptik der Stachel gezogen werden. Man möchte alles so belassen, wie es ist. Aber genau hier zeigt sich, dass es gerade die Anti-Apokalyptiker*innen sind, die sich nicht selten als Realpolitiker*innen bezeichnen, welche wider Willen die Katastrophe beschleunigen. Um Erich Fried zu zitieren: „Wer will, daß die Welt so bleibt, wie sie ist, will nicht, daß sie bleibt.“ Wer die Machtstrukturen in der Gegenwart enthüllen will, die das „Weiter-so“ zementieren, muss deshalb die Frage stellen: Wer hat Angst vor der Ansage der Apokalypse?

Zweitens, Johannes ermutigt uns, Fragen zu stellen: „Wo bleibt Gott“ – „Wie lange noch?“. Wer diese Fragen ernsthaft stellt, muss sein Leben verändern und umkehren. Auf dem Weg der Umkehr werden diese Fragen immer eindringlicher, so eindringlich, dass sie eines Tages in einen Schrei münden, mit dem auch die Apokalypse endet: „Maranatha! Komm, Herr Jesus!“ (Offb. 22,20). Dieser Schrei ist, wie Johann Baptist Metz schrieb, „die Bitte an Gott um Gott“.

Weiterführende Gedanken und Literaturhinweise in:

- J. Manemann, Kirche und Klimakrise – Ein philosophisch-theologischer Einspruch, in: <https://philosophie-indebate.de/3596/indepth-longread-kirche-und-klimakrise-ein-philosophisch-theologischer-einspruch/#more-3596>
- J. Manemann, Kritik des Anthropozäns. Plädoyer für eine neue Humanökologie, Bielefeld 2014.

- J. Manemann, Rettende Erinnerung an die Zukunft. Essay über die christliche Verschärfung, Mainz 2005.

© Jürgen Manemann

Jürgen Manemann, Prof. Dr., ist Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover. Forschungsschwerpunkte: neuere Demokratietheorien und Umweltphilosophie. Zuletzt ist erschienen: „Demokratie und Emotion. Was ein demokratisches Wir von einem identitären Wir unterscheidet“ (Bielefeld 2019).